Familienblätter
Sonntags-Beilage
der Posener Zeitung.

Nr. 49. Posen, den 8. Dezember. 1895.

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Krotoschin in Wort und Bild.

Von E. S.

(Nachdruck verboten.)

Der Ursprung Krotoschins und der Zeitpunkt seines Entstehens sind nicht mit Sicherheit festzustellen. Der Sage nach hat dort, wo jetzt das Dorf Alt-Krotoschin steht, vor Zeiten ein Ritter Namens Krot gewohnt, dessen Sohn (polnisch syn) daselbst einen Ort gegründet habe; daher der Name Krotoszyn.



Ansicht von Krotoschin.

Diese Sage hängt offenbar mit dem Namen der Krotowski zusammen, welches Geschlecht den Ort Alt-Krotoschin besaß.

Die Anfänge Krotoschins sind in der jetzigen Vorstadt Pläne (Blonie) zu suchen, die damals eine Insel bildete. Auf dieser Insel fand Martin Wiersbienta (aus dem Geschlechte der Krotowski) bereits Niederlassungen vor, als er im Jahre 1415 die Gemeinde von Alt-Krotoschin hierher übersiedelte und ihr das Magdeburgische Recht verlieh.

Den Einwohnern der so gegründeten Stadt schenkte er Felder und Wälder, Weiden und Wiesen mit dem Rechte der Jagd, des Vogelfangs und der Fischerei. Dafür hatten die Bürger nach Ablauf von 6 Jahren am Tage Martini alljährlich pro Hufe Land 3 Prager Gulden als Abgabe zu zahlen. Gleichzeitig regelte Wiersbienta auch die Rechte und Pflichten der bereits vorhandenen Gemeinde und bestimmte u. A., daß auch sie von Hofediensten befreit sein solle. Somit gehörte Krotoschin im Gegensatze zu den landesherrlichen, unmittelbar

unter der Krone stehenden Städten, als adelige oder Erbstadt zu denjenigen Städten, die zunächst unter der Herrschaft von Grundherren standen, welche je nach ihren politischen und nationalökonomischen Ansichten, besonders auch nach ihren Geldbedürfnissen Rechte und Privilegien verliehen oder entzogen, Abgaben und Lasten auferlegten oder verminderten und aufhoben.

Gleich anderen ähnlichen Städten hatte Krotoschin unter solcher Regierung zeitweise erheblich zu leiden, so namentlich, als es im 16. Jahrhundert in den Besitz eines Niewieski gekommen war, der die Rechte der Einwohner sehr verkürzte. Eine bessere Zeit trat ein, als im Jahre 1570 die Rożdrazewski die Herrschaft Krotoschin erwarben. Dieses Geschlecht stand, weil es die Könige gelegentlich mit Geld und Truppen kräftig unterstützte, bei diesen in hoher Gunst. Johann Rożdrazewski, den Stefan Batory zum Kammerherrn und Siegismund III. zum Kastellan von Posen ernannte, befreite die Einwohner der Stadt von den ihnen durch seinen Vorbesitzer auferlegten Lasten, bestätigte das Magdeburger Recht von neuem und überreichte das von ihm gegebene Ortsstatut im Jahre 1580 dem Könige Stephan Batory zur Genehmigung. In ihm fügte er zu den früheren Rechten neue hinzu. So verzichtete er zu Gunsten der Stadtkasse auf den Grundzins und die Abgaben einiger Gewerke. Die Handwerker wurden zu einer geringen Gewerbesteuer verpflichtet, dagegen von jedem Frohndienste, Robot und der Verpflichtung, Fuhren zu stellen, entbunden. Die Ackerwirthe sollten nur während der Erntezeit an vier Wochentagen zur Feldarbeit verpflichtet sein. Die Stadt erhielt als Eigenthum eine Ziegelei auf städtischem Boden und einen Setzteich außerhalb des städtischen Terrains. Der Vogt sollte aus der Stadtkasse 2, der Bürgermeister 4 Mark erhalten, außerdem erhielten beide eine Wiese zur Nutzung (die des Bürgermeisters lag an der Tomnitzer Grenze und heißt noch heut die Bürgermeister-Wiese.) Die Hauptbeschäftigung der Einwohner war zu jener Zeit Ackerbau, doch hatte sich bereits eine größere Anzahl Handwerker, darunter auch Tuchmacher niedergelassen. — Während des schmalkaldischen Krieges, an dem bekanntlich auch das Königreich Böhmen mittelbar betheiligt war, zogen viele Böhmen, welche ihrer Religion wegen die Heimath verlassen mußten, nach Polen, welches unter der Regierung der letzten Jagellonen allen Nichtkatholiken, Lutheranern wie Calvinisten, ja sogar Socinianern und anderen Sekten Sicherheit und Duldung bot. So fanden auch in Krotoschin eine größere Anzahl böhmischer Emigranten-Familien gastliche Aufnahme. Johann Rożdrazewski, auch in Böhmen begütert, hatte durch wiederholten und längeren Aufenthalt daselbst die Lehren der böhmischen Brüder kennen gelernt und war zu ihnen übergetreten, zumal auch seine Gemahlin, eine geborene Leszynska, der böhmischen Brüdergemeinde angehörte. Ihnen übergab er die im Jahre 1592 von ihm erbaute, massive (heutige Pfarr-)Kirche. Nach dem Tode Johann Rożdrazewski's wurde die Kirche den böhmischen Brüdern entrissen und von seiner zweiten Gemahlin, Katharina Potulicka, einer strenggläubigen Katholikin, im Jahre 1601 ihren Glaubensgenossen übergeben.



Rathhaus in Krotoschin.

Der aus der zweiten Ehe stammende Sohn Johann Rożdrazewski's gleichfalls auf den Namen „Johann" getauft, war im Gegensatze zu seinem Vater ein eifriger Katholik und Feind der Dissidenten, deren Rechte er in empfindlicher Weise verkürzte. Er untersagte ihnen jede öffentliche gottesdienstliche Handlung bei Strafe von 20 Mark Silber, verbot ihnen, Häuser und Aecker durch Erbschaft oder Kauf zu erwerben und erklärte schließlich alle Nichtkatholiken für unfähig zur Verwaltung städtischer Aemter. Wann dies Verbot aufgehoben worden ist, läßt sich nicht feststellen, doch steht fest, daß sich auch in der folgenden Zeit die Protestanten manche Beschränkung und manchen Zwang gefallen lassen mußten. Als z. B. später die Stadt von Pest und Brand schwer heimgesucht wurde, machte der damalige Grundherr Jakob Rożdrazewski die Heiligen Stanislaus Kostka, Wawrzyn, Fabian und Sebastian, Florian und Gregor zu Schutzpatronen der Stadt, und an den an ihren Namenstagen stattfindenden Feierlichkeiten mußten sich auch die Protestanten bei Vermeidung von Geldstrafe betheiligen. Noch in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beklagten sich die Vorsteher der deutschen Gemeinde bei ihrer Grundherrin über die ihnen zugefügten Unbilden und beschwerten sich namentlich über den Verwalter der Herrschaft, der ihnen aufs strengste verboten hatte, bei dem Begräbnisse eines Angehörigen ihrer Gemeinde den lutherischen Prediger aus Zduny herüberzuholen, um durch seine, des Schullehrers und einiger Singschüler Begleitung der Handlung die erwünschte Weihe zu geben.

Unter Jakob Rożdrazewski, Kastellan von Kalisch, später Wojwode und Starost von Adelnau, welcher die Herrschaft im Jahre 1628 geerbt hatte, fand die Einwanderung deutscher Protestanten statt. Die meisten wanderten aus dem benachbarten Schlesien ein, besonders wohl nach dem Abschlusse des Prager Friedens (1635) nach welchem ja die lutherische Kirche Schlesiens in arge Bedrängniß gerieth. Infolge dieser Einwanderung wuchs die Bevölkerung, insbesondere die Zahl der Handwerker erheblich. Allerdings wurde die Stadt zeitweise wieder entvölkert; so namentlich durch die Pest, welche das erste Mal vom Mai 1630 bis in den Januar 1631, das zweite Mal vom Juli 1653 bis in den Februar 1654 die Stadt heimgesucht hat. Noch schrecklicher für Letztere war die Schwedenzeit, die Zeit des Krieges zwischen dem Schwedenkönig Karl X. und Johann Kasimir, König von Polen.

Als im Jahre 1655 schwedische Heere Großpolen überschwemmten, erschien (am 5. Juni) auch vor Krotoschin ein schwedisches Korps. Die Stadt mußte sich von der Plünderung loskaufen und eine schwedische Garnison aufnehmen, die erst im folgenden Jahre abzog, um das von den Polen belagerte Kalisch entsetzen zu helfen. Nach einer von dem Altaristen Bartholomäus Gorczynski am 5. Juli 1656 im Kirchenbuche niedergeschriebenen Schilderung sollen die Schweden damals in Krotoschin vandalisch gehaust haben. Bei ihrem Abzuge brannten sie, trotz des erhaltenen Loskaufgeldes, die Stadt zum größten Theil nieder.

Nach dem Abzuge der Schweden erhob sich die Stadt Krotoschin allmählich wieder. Die Zahl der Einwohner, auch

die der deutschen wuchs. Daß namentlich dem Handwerkerstande sehr viele Deutsche angehörten, beweist der Umstand, daß fast alle Mitglieder der Zechen, deren es im Jahre 1689 zwölf gab, protestantische Deutsche waren.

Auch das äußere Aussehen der Stadt veränderte sich. Im Jahre 1686 wurde ein massives Rathhaus mit einem Thurm gebaut, und um dieselbe Zeit erbaute der damalige Grundherr, Franz Sigismund Galecki, Starost von Bromberg und Wojwode von Posen, das jetzige, später freilich durch Umbauten veränderte Schloß.

Von den unmittelbaren Drangsalen des Nordischen Krieges blieb Krotoschin zwar verschont, (nur im Jahre 1712 soll in seiner Nähe ein Gefecht zwischen sächsischen Truppen und den Anhängern des Stanislaus Leszczinski stattgefunden haben) allein die Stadt mußte beträchtliche Summen zu den Kriegskosten beitragen.

Während der Jahre 1708 bis 1710 wurde die Stadt wiederum durch die Pest entvölkert. Im Jahre 1762 mußte sich Krotoschin den Durchmarsch russischer Truppen, welche die Neutralität Polens nicht achteten, gefallen lassen. Während der Wirren und Parteikämpfe zur Zeit des letzten Königs Stanislaus Poniatowski mußte die Stadt erhebliche Geldopfer bringen, auch fand hier im Mai 1767 eine Konföderation des Adels der Wojwodschaften Posen und Kalisch statt. Im Jahre 1771 drangen preußische Truppen in Krotoschin ein und hielten es längere Zeit besetzt; da jedoch Preußen damals eine Gebietserweiterung längs der schlesischen Grenze nicht beanspruchte, so verließen sie es wieder.

Nachdem die Herrschaft Krotoschin sich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in dem Besitz der Grafen Potocki befunden, erwarb sie 1786 ein Herr von Husarzewski, welcher den Bürgern u. A. das ihnen 1580 verliehene Recht, Bier zu brauen und Branntwein zu brennen nahm. Als die Stadt infolge dessen eine Deputation nach Warschau sandte, welche wegen Wiederverleihung der Brauereigerechtigkeit persönlich vorstellig werden sollte, wurden die Mitglieder dieser Deputation, der Bürgermeister Majorowicz, der Stadtvogt Barthel und der Stadtschreiber, durch den inzwischen in Krotoschin eingetroffenen Erbherrn ihrer Aemter entsetzt. Die Brau- und Branntwein- Brennerei-Gerechtigkeit wurde der Stadt erst unter preußischer Regierung im Februar 1798 wieder verliehen.



Trinitarier-Klosterkirche in Krotoschin.

Durch die zweite Theilung Polens im Jahre 1793 fiel bekanntlich das Großherzogthum Posen und mit ihm die Herrschaft Krotoschin an den preußischen Staat. Krotoschin gelangte in den Besitz des preußischen Ministers von Görne und kam nach dessen Absetzung unter die Administration der Seehandlungssozietät. Zur Zeit des Regierungsantritts Friedrich Wilhelms III. wurde die Herrschaft Staatsdomaine.

Die Stadt zählte damals 3692 Einwohner und einschließlich der Vorwerke 518 Wohngebäude, von denen 384 christliche, 131 jüdische Besitzer hatten. Hauptnahrungszweig war der Ackerbau. Ackerbürger wohnten 40 in der Stadt, von denen 9 zugleich ein Handwerk betrieben. Handwerker zählte die Stadt 348 (darunter 88 jüdische) mit 47 Gesellen und 45 Lehrlingen. Kaufleute gab es 49, Krämer 20, Hausirer 50, sämmtliche jüdischer Religion. Außer dem Kreisphysikus wohnte in der Stadt ein Chirurg und ein jüdischer Feldscherer. Ferner gab es eine Apotheke, die bereits 1780 eröffnet worden war und im Jahre 1796 konzessionirt wurde.

Der Magistrat bestand außer dem Bürgermeister aus vier Rathsherren, dem Stadtrichter, dem Vicestadtrichter, einem sogenannten Gerichtsherren und dem Stadtschreiber. Mit Ausnahme des letzteren betrieben alle Magistratsmitglieder ein Handwerk oder waren Ackerbürger. (Der Bürgermeister, ein Deutscher und Protestant, war Tuchscherer.) Der Bürgermeister erhielt 220, der mit der Verwaltung der Kämmereikasse betraute Rathsherr 200, der Stadtschreiber 400 Florin (1 Fl. polnisch = ½ Mark.)

An Stelle der im Jahre 1592 von dem damaligen Grundherrn Johann Rożdrazewski erbauten, wiederholt niedergebrannten katholischen Pfarrkirche wurde um diese Zeit eine neue errichtet, aber ohne Thurm, welcher erst 1848 hinzugebaut wurde.

Die jetzige, massive, im Renaissancestil erbaute Klosterkirche wurde ebenfalls während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, an Stelle der bereits von Wierzbienta im Jahre 1419 erbauten Holzkirche Petri et Pauli, errichtet, die nebst dem Klostergebäude von der Gräfin Ludowika Potocka den im Jahre 1731 nach Krotoschin übergesiedelten Trinitariern übergeben worden war.

1793 befanden sich in dem Kloster noch 11 Mönche. Eine evangelische Kirche besitzt Krotoschin erst seit dem Jahre 1789. Vorher mußten die lutherischen Bewohner der Stadt nach dem eine Meile entfernten Zduny zur Kirche wandern.

Eine jüdische Gemeinde hatte sich in Krotoschin frühzeitig gebildet. Der Ortsgemeinde nicht angehörig, sondern unmittelbar unter der Aufsicht und Gerichtsbarkeit der Schloßherrschaft stehend, bewohnten die Juden ein besonderes Quartier in der Nähe des Schlosses. Dort stand schon im 17. Jahrhundert eine Synagoge, die im Jahre 1774 sammt der halben Stadt niederbrannte. Auch die neuerbaute Synagoge wurde im Jahre 1827 gelegentlich des letzten Stadtbrandes ein Raub der Flammen. An ihre Stelle trat das jetzige massive Gebäude.

Die Kürze der südpreußischen Zeit ließ natürlich nur eine theilweise Umbildung und Aufbesserung der in den neuerworbenen Landestheilen bestehenden Verhältnisse und Einrichtungen zu. Infolge des Tilsiter Friedens kam Krotoschin an das Herzogthum Warschau, fiel jedoch im Jahre 1815 an Preußen zurück.

Seitdem datirt auch der Aufschwung, den Handel und Wandel in Krotoschin nahmen. Die Herrschaft blieb bis zum Jahre 1819 königliche Domaine, dann wurde sie, als Entschädigung für den Verlust des in einigen preußischen Provinzen ihm gehörigen Postmonopols dem Fürsten von Thurn und Taxis als erbliches Thronlehen überlassen.

Stufenweise erfolgte nun die Lösung der bisherigen Verhältnisse zwischen der Stadtgemeinde und dem Grundherrn be-

züglich der Gerichtsbarkeit, der Polizei, der Abgaben und Leistungen. Im Jahre 1834 wurde Krotoschin die Städteordnung verliehen.

Sitz des Landrathsamtes, der fürstlichen Kammerverwaltung, eines Landgerichts und zeitweise Garnisonstadt, erhielt es eine Anzahl von Bewohnern, für deren Bedürfnisse auch in geistiger Beziehung gesorgt werden mußte, was insbesondere die Hebung des Schulwesens bedingte und schließlich im Jahre 1836 zur Gründung eines Gymnasiums geführt hat. Das letztere, anfangs unter städtischer Aufsicht stehend, wurde 1865 vom Staate unternommen.

Die Ereignisse des Jahres 1848 riefen auch in Krotoschin eine ungewöhnliche Aufregung hervor. Die Bildung eines polnischen Komitees wurde verhinert und ein konstitutioneller Verein, der zur Zeit der anfangs in der Provinzialhauptstadt herrschenden Rathlosigkeit den Anschluß an Schlesien beantragte, sorgte für Wahrung der deutschen Interessen. Es bildete sich eine Bürgerwehr, die von dem damals in der Stadt garnisonirenden Landwehrstamm ausgerüstet wurde. Von den kriegerischen Zusammenstößen der Insurrektion blieb die Stadt dagegen unberührt. Nur am 22. April fand in ihrer Nähe ein Gefecht statt, in dem 100 Jäger und 10 Kürassiere eine an Zahl bei weitem überlegene Schar von Insurgenten zurückwarfen.

1867 erhielt Krotoschin eine Gasanstalt. Nachdem am 1. April 1880 zwei Bataillone des Füsilier-Regiments von Steinmetz (Westfäl.) Nr. 37 nach Krotoschin gelegt wurden, zu denen später noch das 4. (Halb-) Bataillon kam, hat sich das Aeußere der Stadt in günstiger Weise verändert. Die Baulust fand ein dankbares Feld, und so sind neben öffentlichen, auch stattliche Privatgebäude in großer Zahl entstanden. Von den ersteren sind zu nennen das Königliche Wilhelmsgymnasium, zwei städtische und zwei Privat-Kasernen für die Garnison und ein Postgebäude. Der Handel und Verkehr nimmt stetig zu



Das Königliche Wilhelms-Gymnasium in Krotoschin.

und wird durch die im Jahre 1875 eröffnete Oels- Gnesener-Eisenbahn und die im Jahre 1889 eröffnete Sekundärbahn Lissa-Ostrowo erleichtert. Auch die Industrie hat einen bedeutenden Aufschwung zu verzeichnen. Drei Dampfziegeleien, zwei Dampfbierbrauereien und eine Maschinenfabrik erfreuen sich in der Provinz eines guten Rufs und eines großen Absatzes ihrer Fabrikate.

Nach der in diesem Jahre stattgehabten Berufs- und Gewerbezählung betrug die Einwohnerzahl der Stadt Krotoschin 11186.

Krotoschin ist bekanntlich Geburtsort des Dichters Otto Roquette.

Der sechste Sinn.

Novelle von Woldemar Urban.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Auf einmal, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, war ihr die Herrschaft Doberan und was drum und dran hing, zugefallen; durch den frühen unvorhergesehenen Tod ihres armen Vetters Rothenhagen war sie plötzlich mehrfache Millionärin, eine beneidenswerthe Existenz, eine gesuchte, heiß ersehnte „Partie" geworden. Fräulein Corinna war klug genug, um diesen Umschwung ihrer Verhältnisse kühl und ruhig, wie es ihre Art von jeher gewesen war, zu beobachten. Mit Erstaunen, oft auch mit wahrem Herzeleid mußte sie sehen, wie sie von Personen, die sich vorher nicht um sie gekümmert hatten, die sich mit aalglatter Behendigkeit um das arme Ding, um die — arme Verwandte herumgedrückt hatten, plötzlich in den Himmel gehoben, vergöttert wurde — als ob sie das goldene Kalb wäre!

So hatte sie Herrn Max Horn kennen gelernt und es hatte ihr geschienen, als ob wieder neuer Muth, neue Lust und Freude in ihr erwacht wäre. Trotz aller bitteren Erfahrungen, trotz aller Abneigung gegen die Männer, die sie als herzlose Spekulanten anzusehen das Recht zu haben glaubte, war wieder Lust zum Leben in ihr emporgekeimt — bis auch dieser neue Keim von der gehässigen Verleumdung des Herrn Professor Dirrlapp zertreten worden war. Fräulein von Fahlen, die das Leben gut kannte, die in einer harten Schule Selbstbeherrschung erlernt, hatte nur mit Aufbietung aller Kraft die Thränen zurückhalten zu können, als sie diese neue Täuschung erfuhr.

Es war Abend. In Fräulein Corinna's Salon, dessen Möbel von einer mehr soliden als auffallenden Eleganz waren, herrschte ein gedämpftes Dämmerlicht. Sie selbst saß in tiefen Gedanken versunken vor einem offenen Kaminfeuer und sah den züngelnden lodernden Flammen zu, wie sie gierig um die mächtigen Eichenklötze leckten, mit denen das Feuer genährt wurde. Auf dem Tisch hinter ihr lagen Journale, Bücher, ein Häkelzeug, auf dem Pianofortesessel ein Stoß Noten — Alles in peinlicher Verwirrung, Zeichen eines ungeduldigen Zeitvertreibs. Plötzlich trat ihr Kammermädchen ein und sagte:

„Herr Horn bittet um die Ehre, Ihnen seinen Besuch machen zu dürfen."

Sie erhob sich langsam, sehr langsam.

„Er wird mir willkommen sein," sagte sie ruhig, fast gleichgiltig.

Gleich darauf trat Max ein. Er sah sofort, daß Fräulein von Fahlen in außergewöhnlicher Weise sorgfältig und elegant Toilette gemacht hatte. Ihre schlanke vornehme Gestalt zeichnete sich von der dunklen Umgebung mit entzückender Genauigkeit ab, das oben knapp anliegende weiße Wollkleid schleppte unten in malerischer Länge und weichen Falten auf dem Teppich und die dunkeln Haarwellen fielen ihr graziös über die Schultern hinunter nur, wie auch das Kleid mit einem einfachen rothen Bandaufputz versehen. Er wurde in eigenthümlicher Weise befangen, machte ihr aber trotzdem eine ziemlich gelungene Verbeugung. Sie sah ihn eine Sekunde lang an, ein ganz feines, leises Lächeln auf den Lippen.

„Ich habe Sie heute Morgen beleidigt, Herr Horn, sind Sie mir böse?", fragte sie schlicht und einfach.

„Ich würde es nicht können, selbst wenn ich es wollte", antwortete er treuherzig.

„Das sollte man fast nicht glauben. Nach dem, was mir Herr Lassen erzählt hat, sind Sie auf gewisse Damen sogar sehr schlecht zu sprechen."

„Lassen hat eine so unglückliche Manier, etwas zu erzählen. Wenn Sie mir sagen wollen, worauf Sie zielen, gnädiges Fräulein, so wäre ich vielleicht im Stande, Aufklärungen zu geben."

„Nun, ich glaube mich vor Ihnen fürchten zu müssen. Denn wenn Sie erst einmal wissen werden, daß ich – leider — auch einen künstlichen Zahn im Munde habe, so werden Sie vielleicht auch von mir sagen: Das arme Kind hat noch nicht einmal alle Zähne."

Sie lächelte noch immer in ihrer feinen, gemüthlichen Art und ihre Augen ruhten mit einem ziemlich ungenirten Behagen auf seiner Gestalt.

„Nie", sagte er rasch und fast heftig. „Sie vergessen, daß damals die Partie ganz anders stand, daß mir Zumuthungen gemacht wurden, die mich dem Spott meiner Freunde aussetzten,

daß mit — — mit gewissen Regungen der Seele, die aufrichtigen Menschen nun einmal heilig sind, ein frevles, widernatürliches Spiel getrieben wurde, daß ich mich zu einer solchen Zurückweisung, oder zu einer solchen Korrektur meiner Partnerin befugt glaubte. Sie sehen also, meine Absicht war gut, leider wurde sie mißverstanden und ich dadurch ein Objekt bittersten Hasses."

Fräulein von Fahlen lud Max Horn mit einer zierlichen Handbewegung zum Sitzen ein und er nahm zufolge ihre Weisung in einen Sessel am Kamin Platz. Ihm gegenüber setzte sie sich; und da sie das mit einer etwas coquetten Langsamkeit that, mit der schmalen, feingegliederten Hand die Falten ihres Kleides façonnirte und dann ein dunkelrothes Seidenband, das um ihren Hals lag, gemächlich zurechtschob, so hatte er Zeit genug, einen ziemlich langen Blick auf sie zu werfen. Es wurde ihm dabei ganz sonderbar zu Muthe. Die sammetweiche, leuchtende Haut ihres Halses, die zierlichen Formen ihrer Erscheinung, die molligen, weichen Falten ihres Kleides und tausend andere angenehme Kleinigkeiten, in denen die Frauen oft eine so betäubende Stärke entwickeln, die, ohne daß er sich ihrer bewußt wurde, doch einen einschmeichelnden Zauber auf ihn ausübten, erfüllten ihn mit einem ihm bis dahin ganz fremden Gefühl. Das war so ganz anders als die ungezügelte Lust und Heiterkeit der wilden Rotte Cora in der Stammkneipe der Thuringia; in dem Gefühl, das ihn beschlich, lag nicht nur Lust und frohes Behagen, es lag auch Herz und Seele darin.

„Ah" — seufzte sie endlich leise auf, „wer Ihnen das Alles so aufs Wort glauben könnte."

„Gnädiges Fräulein" — —

„Oh, ich wollte Ihnen nicht mit meinem Zweifel zu nahe treten, aber ich bin in der Welt schon so bitter und so kränkend getäuscht worden, ich habe die Menschen von so häßlichen Seiten kennen lernen müssen, daß mich ein gewisses fröstelndes Gefühl, eine weltkluge Vorsicht erfüllt, wenn ich von gewissen Sachen höre."

„Sie sind mißtrauisch?"

„Das wäre zu hart ausgedrückt. Es ist mehr die Furcht, wieder getäuscht zu werden, was mich vorsichtig und zurückhaltend macht; das mag Ihnen auch meine Schroffheit von heute Morgen erklären, Herr Horn. Die Vorsicht ließ mich hart gegen Sie sein und ich habe nun die Aufgabe, liebenswürdig mit Ihnen zu sein, damit Sie mir meine Vorsicht vergeben."

„Aber wie kommt es, mein gnädiges Fräulein, daß Sie das Schlechte von mir so leicht glauben und das Gute so schwer?"

Er sah ihr voll in die Augen und diesmal wich sie seinem Blick aus. Mit anhaltendem Interesse besah sie die Sessellehne, auf dem sie saß, und spielte mit den Fransen.

„Wie kommt es, daß Sie einem alten klapperdürren Professor mehr glauben, als mir selbst? Sie konnten, — ohne mich auch nur zu hören — ohne Weiteres von mir annehmen, daß ich meinem eigenen Vater herzlose Streiche spiele?" fragte er hartnäckig weiter. „Ist diese Vorsicht nicht zu weit getrieben?"

Was sollte sie ihm antworten? Sie war in großer Verlegenheit; sie konnte ihm unmöglich gestehen, daß — die Hoffnung die Wurzel ihrer übertriebenen Vorsicht war, daß nur ein heißer Herzenswunsch ihre ängstliche Bangigkeit erklären konnte. An ihm war es, das zu errathen, aber ihm das sagen? O Nimmermehr!

„Das ist Menschenloos, Herr Horn," sagte sie endlich langsam, „man glaubt das Schlechte ohne Weiteres, das Gute nur wenn man davon überzeugt ist."

„Nein meine Gnädigste, das ist nicht Menschenloos, sondern nur eine Gemüthshärte, der je nach dem moralischen Zustand des Menschen, unter denen wir leben, größere oder kleinere Kreise verfallen. Sie, mein Fräulein," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „zählen nicht zu den verhärteten und deshalb kann ich Ihnen diese Ausrede nicht gelten lassen."

Sie hob endlich die Augen wieder und sah ihn an.

„Lassen Sie sie doch gelten," sagte sie mit einem schmeichelnden Blick und in einem fast bittenden Tone, der ihn ganz außer Rand und Band zu bringen schien.

„Sie geben also zu, daß es eine Ausrede war?" rief er hitzig.

„Warum sollte ich denn nicht zu den — Verhärteten zählen?"

„Mit dem Ton?! Mit diesen Augen?!"

Mochte es nun sein, daß seine etwas zitternde, klangvolle Stimme, oder sein scharfer eindringlicher Blick sie verwirrte, genug, sie stand plötzlich auf, wie um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben:

„Ach ich muß um Entschuldigung bitten," sagte sie. „Ich habe sie zum Thee eingeladen und nun habe ich die Hauptsache vergessen. Sie gestatten doch, daß ich Ihnen eine Tasse bereite. Trinken Sie ihn gern stark?"

Max blieb merkwürdiger Weise sitzen, verfolgte aber mit den Blicken ihre Gestalt und ihre Bewegungen. Dagegen schien er ihre Frage überhört zu haben, denn er antwortete nicht und sein Gesicht hatte einen sinnenden, fast starren Ausdruck. Ihm schwirrte ein Vers, den er irgendwo gelesen oder gehört hatte, durch das Gedächtniß und der etwa lautete:

Es dringt wie heller Sonnenschein
Ein Blick, ein Ton ins Herz hinein
Und birgt sich drinnen rein und klar
Ein Schatz für manches späte Jahr.

Ein solcher Ton, ein solcher Blick —
Als ob gespendet vom Geschick —
Vergißt sich nimmer — nimmermehr,
Verklärt die Schöpfung um uns her.

So als Dein Ton, Dein Augenstrahl
Getroffen mich zum ersten Mal —
Neu, wie aus fernen Sphären weit,
Traut, wie aus alter, alter Zeit.

Er hatte das immer für ein tändelndes Reimgeklingel gehalten und jetzt fühlte er plötzlich, daß in den kleinen kurzen Zeilen eine poetische Wahrheit von ewiger, schöpferischer Kraft verborgen war, wie sie nur ein Dichter von Gottes Gnaden verkünden konnte. Wo war der Vers her und weshalb fiel er ihm just ein? Er seufzte tief auf; — er fühlte sich — rettungslos verliebt. Was sollte das werden? Mußte er nicht vor aller Welt, und ganz besonders vor ihr, die ohnedies so mißtrauisch war, als ein geldgieriger, weltkundiger Spekulant gehalten werden, wenn auch nur eine Silbe davon über seine Lippen kam?

„Aber Herr Horn!" hörte er plötzlich wieder ihre glockenhelle, lachende Stimme, „was ist Ihnen denn?"

„Gnädiges Fräulein" — stammelte er verlegen und stand rasch auf.

„Ich habe Sie schon zweimal gefragt, ob Sie vielleicht Rum oder Arac zum Thee trinken und Sie antworten mir nur mit unverständlichen, melancholischen, gurgelnden Seufzern, das ist doch nicht hübsch von Ihnen."

„Rum, gnädiges Fräulein, immer Rum," sagte er mit einer wahren Todesverachtung. Und wenn sie Gift in den Thee gegossen hätte, es wäre ihm ganz gleichgiltig gewesen.

„Bedienen Sie sich gefälligst selbst," sagte sie und sah ihn aufmerksam von der Seite an. „Das hier ist Rum."

Seine Hand zitterte ein wenig, als er danach griff.

„An was dachten Sie denn eben, Herr Horn?" fragte sie energisch.

Er hätte sich lieber den Kopf abschneiden lassen, als auch nur eine Silbe davon zu verrathen. Aber in seiner Verwirrung fiel ihm auch keine passende Ausrede, nicht die kleinste Lüge ein. Er wunderte sich über sich selbst. So „wie auf den Kopf geschlagen" war ihm noch nie, niemals gewesen.

„Dachten Sie denn an so schreckliche Geheimnisse, daß Sie mir auch nicht ein Sterbenswörtchen davon anvertrauen können?" fragte Sie schon wieder.

„Ich dachte daran, was mein Vater wohl dazu sagen wird, daß ich heute nun wieder nicht nach Heidelberg abgereist bin", antwortete er endlich auf Gerathewohl.

„Er besteht also noch immer darauf?"

„Mehr denn je."

„Und Sie?"

„Mir ist es verhaßter als je."

„Warum?" fragte sie mit einem lauernden Lächeln, als ob sie irgend ein hübsches Kompliment oder noch etwas Kräftigeres zu hören erwartet hätte. Aber er war sehr vorsichtig. Froh, auf ein neutrales Gebiet zu gelangen, redete er sich in eine Naturschwärmerei hinein, die ihm übrigens von Herzen kam und ihm daher gut stand.

„Ich will ein Bauer werden", sagte er. „Ich liebe die Natur, Wald und Feld, Wiese und Haide, Vogelsang und Waldesrauschen, Abend und Morgen, kurz das Athmen der Natur von Kindheit an. Meine liebsten Farben sind der Waldes-

schatten, meine liebste Musik das Rieseln einer Quelle, das Rauschen der Winde in den Baumkronen, die höchste Anmuth, die ich kenne, ist ihr Neigen und Beugen im Winde, als wenn sie sich flüsternd die Wunder der Schöpfung erzählten. Es ist mir, als wenn ich Kraft und Geist, Lust und Begeisterung aus dem stillen Weben und Werden der Natur schöpfen könnte. Wie man Athem holt zur Ernährung der Lungen, so scheint mir dieses Belauschen der Natur eine Ernährung des Geistes zu sein."

„Ah, Sie machen ja aus heiler Haut das schönste Gedicht auf die Natur! Und mit solchem Gemüth wollen Sie sich wieder auf die staubigen Bänke der Hörsäle des Herrn Professor Dirrlapp setzen?"

„Wollen?" Hier ist nur von einem eisernen Muß die Rede, mein Fräulein."

„Aber läßt sich denn da gar nichts machen?"

„Sie haben mir schon einmal Ihre Hilfe versprochen, meine Gnädige — leider nur versprochen."

„Diesmal halte ich mein Versprechen", sagte sie mit einer etwas verrätherischen Hitze, „diesmal dürfen Sie unbedingt auf mich rechnen."

„Sie wollen mir helfen?" fragte er rasch.

„So weit es in meiner Macht steht. Sagen Sie mir nur, was ich thun soll."

Er überlegte. Ein übermüthiges Lächeln spielte um seinen Mund.

„Sie wissen, gnädiges Fräulein, daß wir Herrn Saegebühl in dem dringenden Verdacht haben —"

„Ich weiß, ich weiß. Herr Lassen hat mir davon erzählt. Es handelt sich aber noch um eine vorsichtige Beweisführung."

„Gerade diese ist in Ihre Macht gegeben."

„In meine Macht, Herr Horn?" fragte sie neugierig. „Wieso denn das?"

„Er wird Ihnen den Streich selbst erzählen, wenn Sie es wünschen."

„Ah, wie soll ich denn das machen?"

„Er wird ihn erzählen, um Ihnen zu gefallen. Sie haben nur ein wenig liebenswürdig mit ihm zu sein."

„Herr Horn — das wird sich aber nicht für mich schicken."

„In einer guten Sache schickt sich's schon. Er ist ja so bescheiden. Ich glaube, Sie können sich darauf beschränken, seine Kravatte zu loben, oder den Schnitt seiner Haare zu bewundern, oder durch sein Monocle zu sehen. Ich weiß ja, daß Sie Wunder wirken können, wenn sie wollen."

„Woher wissen Sie denn das?" fragte sie, wieder in der ihr eigenthümlichen lauernden Weise lächelnd.

Es war plötzlich wieder ein Pflock in der Unterhaltung. Aber sie waren jetzt schon an dergleichen Hindernisse gewöhnt und voltigirten mit einem Blick darüber hinweg. Es war ihm nun einmal zu fad, einer Corinna von Fahlen Komplimente zu machen.

„Wollen Sie?" fragte er nach einer kleinen Pause statt aller Antwort.

„Ich muß wohl. Ich habe mir nun einmal vorgenommen, Sie mit mir vollständig auszusöhnen und Ihnen zu diesem Zweck gern einen Gefallen zu thun. Wenn ich eine Dummheit mache, so geschieht es unter Ihrer verantwortlichen Redaktion."

„Sie sind ein Engel", sagte er unwillkürlich und leise. Aber sie hörte es wohl. Sie reichte ihm die Hand.

„Sind Sie mir nun noch böse?"

Er sagte nichts, aber er küßte die ihm dargebotene Hand mit einer sehr aufgeregten Galanterie.

„Marie hat mir es wohl erzählt, daß Sie heute Morgen ein so sehr böses Gesicht gemacht haben," fuhr sie fort.

„Sie haben nun einmal Hölle und Himmel für mich in Ihrer Hand, aber böse bin ich Ihnen darum nicht."

„Und wenn alles glückt?" fragte sie weiter.

„Dann — — dann bin ich Ihr ergebenster Diener."

Damit verließ er sie, langsam, sinnend, als ob er noch etwas auf dem Herzen hätte, endlich aber verschwand er doch hinter der Thür und ging davon.

(Fortsetzung folgt).

Wenn Frauen rauchen.

Von Fr. Regensberg. (Nachdruck verboten.)

„Ein edles Kraut ist der Tobak," heißt es in dem alten Studentenliede, wenn auch Viktor Hehn es beschämend findet, „daß ein barbarischer Gebrauch der Indianer, den Rauch der trockenen Blätter einer betäubenden Pflanze durch ein Rohr oder eine zusammengedrehte Rolle in den Mund zu leiten und dann wieder auszustoßen oder dieselben Blätter in gepulvertem Zustande in die Nase zu stopfen, von den Rothhäuten zu weißen, gelben und schwarzen Menschen auf der ganzen Erde hat übergehen und bei allen sich so tief hat einwurzeln können."

Thatsächlich giebt es auf dem ganzen bekannten Erdenrund wohl kaum irgend ein Land oder Volk, in dem und von dem nicht alltäglich dem Gotte der Raucher mehr oder minder wohlriechende Rauchopfer dargebracht würden, und dafür, daß auch das „Ewig-Weibliche" in steigendem Maße dieser Passion huldigt, bietet sogar das neue Eisenbahnbetriebs-Reglement für Deutschland einen unzweideutigen Beleg. Vor Erlaß desselben wurden nämlich die in den Frauenabtheilungen fahrenden Damen so häufig von Raucherinnen belästigt, daß sich aus diesem Grunde eine Abänderung der früheren Bestimmungen als nothwendig herausstellte. Bei Abfassung des mit Ende 1892 außer Kraft getretenen Betriebsreglements hatte man es noch als selbstverständlich ansehen dürfen, daß in den Frauenabtheilungen nicht geraucht werde, und deswegen auch eine darauf bezügliche Bestimmung unterlassen. Seither wurde indessen den deutschen Eisenbahn-Verwaltungen wiederholt der Beweis geliefert, daß auch Frauen rauchen können, denen man dies Vergnügen in den reservirten Frauenabtheilungen der Eisenbahnwagen nicht zu wehren vermochte, weil es eben kein Verbot gab. In die neue Verkehrsordnung ist deshalb ausdrücklich das Verbot des Rauchens in den Frauenabtheilungen aufgenommen worden. Diejenigen Vertreterinnen des schönen Geschlechts, welche während der Fahrt zu rauchen wünschen, müssen somit in den allgemeinen Rauchabtheilungen Platz nehmen — bis es vielleicht auch bei uns dahin kommt, daß man für die qualmende holde Weiblichkeit besondere Wagenabtheilungen mit der Aufschrift „für Raucherinnen" einrichtet. In Rußland nämlich, wo das Rauchen in Damenkreisen sehr stark verbreitet ist, hat der Verkehrsminister bereits angeordnet, daß die Züge auch „Rauchcoupees für Damen" führen sollen.

In Spanien rauchen die Damen allgemein, desgleichen im ganzen Orient; auch in Frankreich ist diese Sitte oder Unsitte weit verbreitet. Wie ein englisches Fachblatt, die „Cigar and Tabacco World" unlängst mittheilte, ist die Anzahl der Cigaretten paffenden Ladies in stetigem Wachsen begriffen. Eine Art von Cigaretten, welche auch „The Lady" heißt, erfreut sich besonderer Beliebtheit unter ihnen, und eine Birminghamer Firma hat die Herstellung von parfümirten Damencigaretten zu ihrer Spezialität gemacht. Es ist das Rauchen der Damen übrigens nichts Neues in England, denn schon der französische Reisende Rochefort, der unter Karl II. es besuchte, meldet, daß dort Frauen sowohl wie Männer rauchten, ja „daß die Kinder von ihren Müttern gestopfte Pfeifen im Bücherbeutel mit in die Schule nahmen, die sie statt eines Frühstückes genossen und in deren Gebrauch und Behandlung der Lehrer sie unterwies."

Das vorhin genannte Blatt erwähnt noch, daß Prinzessin Louise, die mit dem Marquis von Lorne vermählte Tochter der Königin Viktoria, sich jüngst eine sehr kostbare Cigarettenspitze gekauft habe; überhaupt können sich die rauchenden Damen,

wenn man sie wegen dieser Liebhaberei tadelt, darauf berufen, daß „das Aergerniß von oben“ komme. Bei einer französischen Zeitschrift fragte kürzlich eine Leserin an, ob eine Frau sich das Rauchen erlauben dürfe, ohne die Grenzen der Schicklichkeit zu überschreiten, und das betreffende Blatt ersuchte seine Mitarbeiterin, die durch verschiedene Werke über den sogenannten „guten Ton“ bekannte Baronin Staff, den Bescheid zu ertheilen. „Gegenwärtig“, so lautet dieser, „rauchen allerdings die Damen der feinen Welt nach Herzenslust, wozu ihnen oben das Beispiel gegeben wird. Die Kaiserin von Oesterreich raucht täglich dreißig bis vierzig türkische oder russische Cigaretten und hat schon seit vielen Jahren die Gewohnheit, nach dem Diner einige Züge aus einer riesigen, grobgearbeiteten Cigarre zu thun, während sie eine Tasse Mokka schlürft. Auf ihrem Schreibtische sieht man stets eine silberne Büchse mit sehr schöner punzirter Arbeit, die mit Cigaretten gefüllt ist. Daneben steht eine Dose mit Zündhölzern und ein geräumiger goldener Aschenbecher, und nun zündet die hohe Dame Cigarette nach Cigarette an. Namentlich giebt sie sich dieser Liebhaberei hin, wenn sie in ihrem Schlosse zu Gödöllö residirt, wo die Bibliothek mit ihren schönen Füllungen aus geschnitztem Eichenholz, den herrlichen Gobelins und den zahlreichen Jagdtrophäen den Lieblingsraum der Monarchin bildet. Wer Gelegenheit hat, die zarte und weiße Hand der Kaiserin in der Nähe betrachten zu können, der wird auf den Daumen und und Zeigefinger jenen schwachen gelben Fleck entdecken, der die Cigarettenraucherin verräth.

Auch die Kaiserin-Mutter von Rußland hat sich von dem Zauber des Nikotins berücken lassen. Aber sie raucht niemals anderswo als in ihrem Boudoir, das eine getreue Nachbildung eines der schönsten Säle der Alhambra und ganz mit Palmen gefüllt ist. Auf einem breiten und niedrigen Divan liegend, bläst die hohe Frau in die mit Wohlgerüchen angefüllte Luft ihres Retiro die Rauchringe, denen sie träumerisch mit den schönen dunkeln Augen folgt, die dabei weit über das, was sie umgiebt, hinweg zu schauen scheinen. So gelingt es ihr wenigstens auf Augenblicke, so manches zu vergessen, was sie beunruhigt und bedrückt.

Noch viel mehr raucht die Königin Margherita von Italien, und nicht blos in der Einsamkeit. Sie erklärt, daß der Genuß des Tabaks für ihr Wohlbefinden nothwendiger sei wie alles Andere, und König Humbert pflegt seiner schönen Gemahlin niemals zu widersprechen.

Die Königin-Regentin von Spanien verbraucht egyptische Cigaretten in ungeheuren Mengen, und „Bubi“ (Seine katholische Majestät, König Alfons XIII.) macht sich ein besonderes Vergnügen daraus, sie seiner Mama anzuzünden. Die Königin von Serbien besitzt einen ganz prachtvollen Rauchapparat; die Königin von Rumänien (Carmen Sylva) begnügt sich damit, an einer Gürtelkette eine reizende goldene Cigarettenbüchse zu tragen. Die Gräfin von Paris liebt ausschließlich den Havannatabak; ihre Tochter, die Königin von Portugal, bezieht ihre Cigaretten aus Dresden.

Ich könnte dieser Liste noch viele fürstliche und hocharistokratische Namen hinzufügen, aber alle diese vornehmen Raucherinnen vermögen mich nicht zu ihrem Kultus zu bekehren, der die Zähne schwarz und die Finger braun macht und die zarten Wohlgerüche, mit denen man seine Roben und Spitzen zu parfümiren liebt, erstickt.“

Die Baronin Staff beruft sich auf die Königin Viktoria, welche weder selbst rauche noch dulde, daß bei ihr geraucht werde, dafür aber schnupft Ihre britische Majestät gern und viel, was bei Damen heutzutage zwar ziemlich aus der Mode gekommen ist, früher jedoch sehr viel geschah. Sophie Charlotte, Preußens erste Königin, war dem Genusse des Schnupftabaks mit wahrer Leidenschaft ergeben und konnte selbst bei großen Festen nicht ohne ihr „Prieschen“ auskommen. Es gab damals keinen Hof in Europa, an dem die Damenwelt nicht tüchtig geschnupft hätte, und natürlich glaubten nun, wie dies auch heute noch zu gehen pflegt, die meisten Frauen „von Stand“ dies Beispiel nachahmen zu müssen.

Die Mehrzahl der Männer wird es übrigens wohl noch lieber sehen, wenn Damen rauchen, als wenn sie schnupfen. Auch sei daran erinnert, daß Fürst Bismarck die Cigarre einen Charakterverbesserer genannt hat, da man mit einer solchen in der Hand nicht so leicht ungeduldig werde, auch nicht aufbrausen könne — vielleicht versucht der eine oder andere Pantoffelheld auf seine Autorität hin es einmal mit dieser Methode zur „Zähmung der Widerspenstigen“. Uebrigens hat erst vor Kurzem ein Dame der englischen Aristokratie, Lady Colin Dampell, selbst eine leidenschaftliche Raucherin, in einem von ihr geschriebenen Artikel allen Ehegatten versichert, daß häuslicher Zank und hysterischer Weinkrampf verschwinden würden, wenn sie ihren Gattinnen das Rauchen gestatteten, das sogar auf „böse Zungen“ mildernd einwirkte.

Dagegen hat nun Mrs. Lynn Linton alsbald ihre Stimme erhoben, um das Rauchen der Frauen und Mädchen unbedingt als unweiblich und abscheulich zu verdammen. Sie ruft auch gleich die Männer zu unnachsichtigem Einschreiten dagegen auf, indem sie ihnen alle üblen Folgen ausmalt, die es für sie haben werde, wenn sie es zuließen, daß die Evastöchter sich an Pfeife und Cigarre gewöhnten. Der Geruch des nichtswürdigen Krautes würde sich in ihrem Haar einnisten, wie in ihren Gardinen. „Man denke!“ Ein Weib, das einen Säugling nährt und dabei eine Cigarre raucht! Man denke! Deine Köchin ließe die Asche ihrer Pfeife in Dein Lieblingsgericht fallen: Man denke! Dein Stubenmädchen würde bei der Toilette kleine Löcher mit ihrer Cigarre in Deinen schönen Brokat brennen! Alle die tausend Haushaltungspflichten, welche uns zufallen, durch eine Universalpfeife gestört oder vernichtet!“

Von berühmten Frauen war namentlich Georges Sand eine leidenschaftliche Raucherin, und zwar rauchte sie — aus der Pfeife. Sie schreibt in ihren Reisebriefen vom Jahre 1838: „Wenn während meiner Abwesenheit die Republik proklamirt werden sollte, so möge man mir Alles nehmen, was ich besitze. Man gebe meine Ländereien Jenen, die nichts haben; man mache aus meinem Hause ein Spital für die Verwundeten; man trinke meinen Wein aus; man lade mit meinen Drucksachen die Flinten — kurz, man nehme mir Alles nur das Porträt meiner alten Großmutter nicht, und lasse mir nur eine Tabakspfeife, eine Feder und Tinte!“

Das Pfeiferauchen werden sich die Damen von heute nun wohl nicht angewöhnen, denn die schwerfällige Pfeife werschwindet ja mehr und mehr, und selbst die schnell angezündete und verrauchte Cigarre tritt vielfach schon gegen ihre weniger solide Schwester, die Cigarette zurück, die auch in erster Linie bei den Damen beliebt ist. Immerhin erscheint das, wenn nun einmal durchaus geraucht werden soll, noch hübscher als die Gewohnheit der kupferfarbigen Frauen auf Luzon (Philippinen), die sich mit Vorliebe fußlange Cigarren von der Dicke eines Schiffstaues fertigen und diese mit Wohlbehagen schmauchen.

Modebericht.

Von Traute Dockhorn. (Nachdruck verboten.)

Berlin, den 4. Dezember 1895.

Toiletten, denen die Kunst der Malerei einen höheren Werth verleiht, besitzen unbestrittener Maßen das Anrecht auf höchste Eleganz in dieser Saison; wie ich gelegentlich schon früher betonte. Dieser Werth liegt nun nicht allein in der künstlerischen Wiedergabe lieblicher Blumen und Ranken, sondern auch in der Thatsache, daß eine Massenfabrikation dieser Neuheit vollständig ausgeschlossen bleibt, da man bemalte Stoffe, welcher Art dieselben auch seien, niemals nach dem Meter kaufen kann, jedes Kleid also ein Ding für sich bildet, dem keine Wiederholung das cachet rauben kann, das in engstem Zusammenhange steht mit der Individualität und dem persönlichen Geschmack der Trägerin. Nie und nirgends darf die Schneiderscheere das farbenfrohe Werk des Künstlers verstümmeln, niemals soll die Maschine klappernd ihre Stiche hinein bohren. Erst nach dem Zuschneiden, ja oft

erst, nachdem die Arbeit des „Gewandtechnikers“ beendet, beginnt die künstlerische Ausschmückung, die, eben weil sie sich der gegebenen Form anzupassen hat, eine immer wechselnde bleiben muß. Ja nach eigenem Können oder dem Talent des beauftragten Künstlers entsteht jene Eigenart, die dieser neuesten Modelaune das oberflächliche benimmt und ihr einen, ich möchte sagen historischen Reiz verleiht. So sah ich noch zu guter Letzt in München eine Robe aus perlgrauem satin antique, mit einer breiten rings um den Rock gehenden Guirlande aus Marschall-Niel-Rosen bemalt. Dazu mattgelber Schleifenschmuck, echte Spitzen in der bekannten Art um Hals und Aermel garnirt. Das Ganze, in seiner Farbenzusammenstellung sowohl als auch in seiner scheinbaren Einfachheit, bot so recht ein Bild unseres modernen Kostüms, für welches Künstler aller Art gedacht und geschafft haben. Der kostbare Stoff, sein brillanter Lüstre, die feinen Spitzen, deren Dessin zu den schönsten gehörte was französische Musterzeichenkunst geleistet, in einer Ausführung von bewunderungswürdiger Feinheit und Accuratesse, die gemalten Blumen, von der Hand eines jungen Künstlers, dem neben dem Ehrenerfolg auch der klingende Lohn von Wichtigkeit, hierzu die Erzeugnisse der Goldschmiedekunst, die sich so viel als möglich alten Originalen anschließen: eine Gesammtwirkung vornehmer Ruhe und unauffälliger Pracht. — Nicht jede Toilette aber muß zwingender Weise von Künstlerhand geweiht werden, auch minder gewandte Hände können sich getrost in den Dienst der Mode stellen und mit einfachen Mitteln und ebensolchen Motiven überraschende Resultate erzielen. Ich möchte dem heutigen Brief eine kleine Anleitung beifügen für diejenigen Leserinnen, die ihr eigner Rubens sein wollen; im Verlauf des Winters wird sich für manche Toiletten vielleicht die Nothwendigkeit ergeben, ihrer Untadelhaftigkeit zu Hülfe kommen zu müssen.

Man male 1. mit Aquarellfarben. Oelfarben brauchen einerseits längere Zeit zum Trocknen, andererseits zieht bei mit Baumwolle untermischten Stoffen das Oel leicht in diese ein, die Contouren mit dunklen Fetträndern umgebend. 2. Ein Mischen der Farben mit Permanent-Weiß ist zu empfehlen, nur sind dieselben stets dünn aufzutragen, um nach dem Trocknen nicht rissig zu werden und dann später abzubröckeln. 3. Male scharfe Contouren. 4. Man benutze starke Pinsel zur Ausführung und arbeite in breiten Flächen, schattire nicht zimperlich und bleibe stets eingedenk, daß die Malerei eine dekorative ist, Details also nicht verträgt. 5. Man male keine dünnen oder bleichsüchtigen Blumenstiele, in einiger Entfernung werden solche leicht unsichtbar, wodurch das Muster haltlos und unruhig erscheint. 6. Derartige Blumen, die nur in Goldbronze ausgeführt werden, also eine Imitation alter Goldwirkereien darstellen, behandelt man nicht in Flächenmanier, sondern füllt die Figuren durch sehr kräftige, dicht an einander gestellte Striche, hierbei stets dem Gewebefaden folgend; auf diese Weise entsteht ein sehr effektvolles Schimmern der Goldfarbe, das im entgegengesetzten Fall — gleichmäßiger Deckung — fortfällt, jedoch ein Hauptmerkmal dieses Genres ausmacht. 7. Etwaige zu übermalende Nähte müssen vorher gut ausgebügelt werden, da einzelne Farben sich unter dem „heis Eyßen“ vollständig verändern.

Nach Herausgabe dieses kleinen Katechismus gehe ich nun zur Beschreibung unserer heutigen Skizzen über, welche diesmal in besonderer Berücksichtigung für die Verarbeitung vorjähriger Kleider unter Hinzunahme nur geringer neuer Zuthaten gewählt sind und besonders den Beifall derer finden werden, die mit weiser Mäßigung jedes „Zuviel“ der Toilettenausgaben möglichst umgehen.

Abb. 1 zeigt eine überaus duftige Toilette für ein junges Mädchen. Der glatte Rock an unserm Modell aus blauem Atlas war „zur Erfrischung, fest mit weißem Krepp überzogen, so fest, daß letzterer kaum sichtbar erschien. Ebenfalls aus weißem Krepp, jedoch ohne farbige Unterlage, bestanden die halbweiten Puffärmel und die Rüschen am Rockabschluß und Taillen-Ausschnitt, während die auf festem Futter blusenartig gearbeitete Taille selbst wiederum aus blauem Atlas hergestellt war. Die Achselspangen und mit ihnen der durch die überhängenden Falten fast verdeckte Gürtel zeigten sich aus doppeltem Stoff gelegt und reichlich, jedoch nicht schuppenartig mit Silberflittern benäht. Die der Taille vom Ausschnitt nach dem Taillenschluß lose aufliegenden Bänder waren mit einzelnen Kornblumen sehr anmuthig bemalt, ein Motiv, das sich auf der großen Achselschleife sowie an den lang herabhängenden Gürtelbändern wiederholte. Wer auch die Ausgabe der Bänder zu vermeiden wünscht, kann ebenso gut grade Stoffstreifen verwenden deren schmal nach rechts umgelegte Ränder dicht mit Silberflittern benäht werden und somit auf's beste mit dem Gürtel harmoniren.



Fig. 1 Fig. 2.

Auch für die Toilette einer jungen Frau, Abb. 2, läßt sich nicht mehr neuer Seidenstoff zu großer Eleganz verwerthen. Der farbige Stoff wird mit großen Blumen in Bronzefarbe nach ad 6., bemalt. Farbige Krepprüschen, zum Seidenstoff passend, laufen vom Gürtel nach dem Rocksaum herab, sich allmählig verbreiternd und in einen Puff endend. Ganze schmale Rüschen bedecken streifenartig die viereckig ausgeschnittene feste Taille, die mit sehr breiter Spitze in grade abschneidendem Arrangement verziert ist. Ein Blumenzweig vervollständigt die distinguirte Toilette.

Zum Schluß sei Abb. 3 beschrieben. Dieser elegante Diner- oder Theater-Umhang war die letzte Pariser Neuheit und hat den Vortheil, daß er sehr leicht selbst herzustellen ist, wenigstens soweit das Pelzwerk nicht in Betracht kommt. Ja sogar ein nicht mehr ganz modernes Cape läßt sich durch die Einschnitte in den Stoff zu der gewünschten Weite dehnen. Das Original war aus lavendelblauem Tuch gefertigt, die Arabesken mit blaugrün schimmernden Metallflittern ausgenäht; ein ungefähr zwei Finger breiter grünblauer Sammetstreifen bildete eine den eingeschnittenen Rändern überstehende Unterlage. Das Ganze erscheint auf ein halblanges Cap aus weißem Muffion gesetzt, welches Pelzwerk auch den hohen Sturmkragen umgiebt.



Fig. 3.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.